

Die Zeitungszeitung

Nr. 31

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

Lebensdrang.

Roman von Paul Hg.

(Fortsetzung.)

Mara stand im Wohnzimmer hinter ihrem Mann am Frühstückstisch und versuchte wieder einmal umsonst sein Gewissen, einen Funken Menschlichkeit in ihm zu wecken. Mit schmerzlicher Innigkeit, fast hoffnungsvoll, sprach sie auf ihn ein.

„Ulrich . . . Mann . . . bezwing Dich einmal und hör mich in Frieden an. Ich muß es jetzt wissen, was mit uns geschieht. Da wollte ich . . . da hab ich mir so überlegt; die Emmi und ich könnten vielleicht einen Gasthof übernehmen . . . am Bierwaldstättersee zum Beispiel. Es sind so viele zu kaufen. Nützlich hast Du uns nicht. Und für mich und das Kind ist das Zusammenleben mit Dir unmöglich geworden, furchtbar — aufreibend —“

„Mach's kurz, das Geplär! Du kennst mich!“ warf er dro-

hend ein. Er schlug mit Rechen ein Bein übers andere und stützte den Kopf auf die Stuhllehne. Sie fuhr gleichwohl fort, immer noch ein wenig hoffend, denn sie fühlte, daß er schwer leiden mußte, und wählte, dies sollte ihn milder stimmen.

„Du bist mit Leib und Seele Spekulant! Uns schiebst Du nur Verdruß und üble Späße zu. Davon sollen wir leben. So sinnlos wie der Schatten an der Wand ist dieses Leben neben Dir. Im Ernst, Mann! Was soll ich mit dem armen Kind anfangen? In der Wirtschaft —

ich dank dafür . . . da vergingen keine zwei Monate . . . so war das Unglück geschehen; sie scheint mir keine von den Sattelfesten! Und da oben — noch dazu in diesem ewigen Unfrieden — da muß sie ja verzweifeln!“ Sie überwand den Widerwillen vor einer Berührung und legte eine Hand auf seine Schulter. „Sag

noch hinterm Berge halten? Einsparen möchte ich mich, — je eher, je lieber — das wär so was. . . Ueber die — Erbschaft herfallen, ja, versteht sich — und dann noch mal recht lustig auf Freiersfüßen!“ Und mit einem entsetzlich rohen, röchelnden Lachen: „Reg' Dich nicht weiter auf. Der Abschied wird nicht bewilligt. Beim Väterle wird geblieben. Sela“.

Frau Mara mußte mit Gewalt an sich halten, da gerade Emmi ins Zimmer trat.

Die Tochter tat nur einen kurzen Blick und setzte sich an den Tisch, der Mutter gegenüber, in deren Miene sich Haß und Schmerz um die Herrschaft stritten.

Der Alte sprach nun laut mit sich selber. „Da wollen sie mich nun auch noch nach Ägypten spedieren, he! Um mich desto schneller los zu sein. 's geht ihnen alles zu langsam . . . mein Abferkeln.“

Frau Mara verhielt sich nun ganz still und gab auch der Tochter einen scharfen Blick, daß sie schweigen möchte.

Ja, die Häupter seiner Lieben! Sich jedes Mitgefühl fernzuhalten, — das mußte ihm wie sonst nichts im Leben gelungen sein. Er hatte ja immer nur geherrscht, nie geliebt, und sein Regiment — ohne Milde, kalt und eigensinnig — verwarf alle zarten Regungen. Deshalb verstanden weder Mutter noch Tochter, wie sehr es ihn nach Zeichen echter Teilnahme gelüstete,



Ernteabend. Nach dem Gemälde von H. Eickmann.

selbst! Für mich hab' ich Dich — soweit Du denken kannst — nicht um eines Haares Breite gebeten!“

„Ach was, ich hab's auch nicht besser!“

„Ja, weil Du Dir und uns im Wege stehst. Für nichts hast Du Sinn als für Dein Hamstern und Schachern. Du kannst es eben nicht begreifen, daß wir Frauen dabei schier verhungern müssen!“ sagte sie aufgebracht.

Über nun ließ er seine Wut schiefen in galligem Hohn. „Sag's doch recht, Alte! Wozu

gerade jetzt, wo seine Energie zu versiegen drohte, wo eine elende Knechtschaft an Leib und Seele über ihn verhängt war.

Darin glich er dem Mörder, der in der Stunde des Todes mit fassunglosem, wirrem Weten — ungläubig im Grunde — einen Erbarmen sucht. Wenn der wachsende Haß seines Welches Blige nach ihm warf und die Scheu des Kindes an ihm vorbeistrich, fühlte er nur zu deutlich, daß sein Suchen zeit lebens umsonst sein werde.

Ulrich Maag dachte nach. In drei Wochen fand die zweite Verhandlung statt in seinem Prozeß gegen den Dauer Furrer. Am ersten Tag war der Hauptzeuge Lint, von dessen Aussage das Urteil abhing, nicht zur Stelle gewesen. Inzwischen hatte der Fall große Verbreitung gefunden; es gab kaum einen Agenten oder Unternehmer, der nicht im Hinblick auf den Millionen-Maag dem Ausgang dieses Handels in großer Spannung entgegen sah.

Was nun den Schreiber Lint betraf, der seit her die „Goldene Sichel“ links liegen ließ, so wußte außer Maag niemand, wo er sich aufhielt und was er nach wie vor im Sinne hatte.

„Du wirst mir nun nicht wieder den ganzen Tag herumhängen. Und komm mir heute besonders nicht in die Wirtschaft. Das Scharmieren und Schöntun mit den jungen Laffen gefällt mir durchaus nicht!“ sagte Klara, als sie sich erhob. „Warum gehst Du nicht mehr zu Deiner Freundin?“

Mit schwerem Herzen, seufzend ging die Mutter hinaus. Maag wandte sich der Tochter zu.

„Wir sind ihr halt alle beide im Weg, Deiner Mutter. Stell Dich doch nicht so blind, Maidle! Sie ist noch jung. Ja, die weiß noch wohl, wie man's Blut aufwärmt!“ Dazu rümpfte er wie immer in der Aufregung die Oberlippe und schnüffelte wie ein Kaninchen.

Emmi, die ihrem Papagei Sprachunterricht gab, indem sie ihm allerlei Verbalinjurien vorsagte, lehrte sich nun emulstet ab.

Wie furchtbar langweilig war doch dies ewige Schimpfen und Höhnen — Tag für Tag; in der Frühe fing's an und ging so fort bis zum Abend.

„Kann ich Dir etwas tun? Soll ich etwas spielen?“ fragte sie mißmutig, ohne den Vater anzusehen. Sie tat es selten mehr, denn seit Wochen hatte er sich so unbegreiflich verändert, — im Aussehen wie im Gebaren, daß sie ihn zu fürchten begann. „Wenn er doch nur nach Kairo reisen wollte!“ mußte sie denken.

Emmi war zum Ausgehen gekleidet, — in ein pastellblaues gesticktes Musselinkleid, um den Hals trug sie eine Korallenkette, die kleinen Füße in Kreuzbänderschuh. Der Rosenhut lag auf dem Klavier bereit.

Nach einem langen Schweigen sah sie auf. Über der Eindruck seines stummfragenden, stieren Blickes, des halb geöffneten Mundes hätte ihr fast einen Schrei entlockt.

Da kam Leben in seine Gestalt. Er hielt das Mädchen an beiden Armen fest.

„Du hast's in der Hand. Du kannst mir helfen. Sonst niemand. Da braucht's kein Kairo und keine andere Lust. Du, Maidle!“

In den tiefen Augenhöhlen flackerte es dunkel auf, und als er zu Ende gesprochen hatte, bewegten sich seine Lippen immer noch weiter.

Emmi glaubte, er sei verrückt geworden. Sie wollte um Hilfe rufen. Aber er ließ sie gleich wieder los. Seine Augen schlossen sich. Sie empfand, wie er auch innerlich zusammenbrach, als der schwere Körper auf das Sofa fiel. Als sie endlich einen schüchternen Anlauf nahm, seinen Wunsch zu erkunden, zog er unerbittert einen Brief aus der Schlafrocktasche.

„So gib Du diesen Brief dem jungen Lint in die Hände. Du selber! Verstanden!“ sagte er bestimmt, und nach einem Blick auf die Uhr:

„In einer halben Stunde triffst Du ihn am Bahnhof. Er kommt mit dem Genfer Zug!“

Emmi nahm den Brief bestürzt entgegen, während der Vater die Weisung nochmals wiederholte.

„Hör auf das, was er Dir sagt! Lauf mir ja nicht fort!“ sagte er beschwörend, mit fast stehender Miene und Eindringlichkeit.

Darauf machte sie sich auf den Weg mit hochklopfendem Herzen. Als aber unten an der Wirtschaftstüre die Mutter sichtbar wurde, steckte Emmi den Brief rasch in die Deckung des Sonnenschirms. Es hätte ihr leid getan, wenn sie des Auftrags entledigt worden wäre, — so begierig war sie, das Geheimnis zu lüften.

„Ich geh' zu meiner Freundin!“ log sie mit flüchtigem Erröten. Was war aus diesem Lint geworden? Man sprach nie mehr von ihm; sie selbst getraute sich nicht zu fragen. Ob der Brief, den sie ihm übergeben sollte, die Aufforderung enthielt, zurückzukommen? Sie hätte sich jetzt nicht ungern von ihm fahren und begleiten lassen, — eine Wandlung, über die sie sich weiter keine Rechenschaft ablegte, die jedoch innig zusammenhing mit dem einzigen Wunsch, der grauen Eintönigkeit im Elternhause zu entfliehen.

Als sie dann unter anderen Wartenden auf dem Perron stand und der Zug einfuhr, als sie sich überlegte, wie sie ihm begegnen sollte, dem sie noch nie ein gutes Wort gegönnt hatte, da wich die Neugier eine Weile ganz anderen Gefühlen. Kaum wagte sie, nach dem Jüngling auszuweichen. Sie bemerkte ihn erst, als er ihr bereits auf drei Schritte nahe war und respektvoll den Hut zog.

„Ich soll Ihnen diesen Brief geben und Antwort mitnehmen!“ sagte sie so hart und hochmütig, als sie je ein Wort an ihn gerichtet hatte.

„Wenn ich Sie einige Schritte begleiten dürfte...?“ fragte er höflich, aber sie fühlte, daß er heftig zitterte, wie er das Kubert erbrach, und konnte sich nun kaum mehr halten, zu hören, was Ungeheuerliches im Gange war.

Martin Lint zog zwei Blätter hervor. Auf dem einen fand er nur wenige Zeilen, die nicht an ihn, sondern an seine Begleiterin gerichtet waren.

„Liebe Emmi,“ — stand geschrieben — „wenn Du Deinen Vater und Dich selbst vor Schande behüten willst, so willige ohne Zaudern in das ein, was Dir Herr Lint anträgt. Er wird künftig mein Geschäftsführer sein. Er allein kann uns retten. Ich bin mit allem einverstanden. Fehlen soll's Euch an nichts. Aber schieb es nicht auf, es ist höchste Zeit, daß alles in Ordnung kommt. Dein Vater.“

Auf dem anderen, notariell ausgefertigten Schreiben war zu lesen, daß Ulrich Maag, zur „Goldenen Sichel“, seiner einzigen Tochter Emma am Tage des Ehechlusses ein Heiratsgut von vierhunderttausend Frank aussetzen werde.

„Ich muß zuerst etwas zur Besinnung kommen, verzeihen Sie!“ sagte der Jüngling mit schwacher, atemloser Stimme, als hätte er eben einen riesigen Lauf getan. Dann steckte er die Briefschaften hastig ein und nahm ihren Schritt an. Emmi glaubte ein freudiges Aufleuchten in seinem Gesicht bemerkt zu haben. Er trug einen leichten seidengefütterten Paletot über dem englischen Reiseanzug, einen eleganten Schirm in der Hand, den steifen Hut nach Art der Sportleute leicht auf die rechte Seite geneigt und sah überhaupt aus wie ein Sohn aus vornehmen Hause. Emmi merkte, daß vieler Augen wohlgefällig, fragend auf ihn und sie gerichtet waren. Einmal hörte sie ganz deutlich flüstern: „Ein schönes Paar!“

„Ihr Herr Vater macht mir ein vortreffliches Anerbieten. Ich soll sein Geschäftsführer werden!“ begann er nochmals, als sie in die Bahnhofstraße einlenkten.

„Warum gehen Sie da nicht gleich zu ihm? Er ist krank und sitzt immer zu Hause!“ verwunderte sich Emmi laut, aber doch sehr zufrieden mit der Lösung des Rätsels.

„Weil ich zuerst eine Stunde mit Ihnen spazieren möchte, Fräulein Emmi!“ entgegnete der Jüngling mit einem seltsamen Lächeln und vibrierender Stimme. „Ich muß Sie etwas Wichtiges fragen. Oder schämen Sie sich immer noch, mit mir unter die Leute zu gehen?“

In urplötzlicher Betretenheit beschleunigte sie ihre Schritte.

„Woher wissen Sie... wer sagt Ihnen... es ist mir nie eingefallen,“ stammelte sie, von Angst und Scham ergriffen, die Augen niedergeschlagen.

Geheimnisvoll schossen Strahlen von Empfindungen hinüber, herüber. Er war von ihrem veränderten Wesen tief gerührt und wollte ihr sagen: „Vergessen Sie das Vergangene. Wir wollen Freunde sein.“

In einer durchsichtigen Helle des Herzens konnte er seinen Gefühlen und Motiven bis auf den Grund sehen und spüren, wie da edlere Kräfte empordrängten, angezogen von der rührenden, anmutigen Mädchengestalt.

Sie erriet alles, ehe er ein Wort verlauten ließ. Das kurze Nebeneinander hatte ein Wunder getan, eine Hülle gesprengt in ihrer empfindlichen Brust. Alle Zweifel an seiner Güte und Männlichkeit schwanden, die Aussicht, ihn wieder täglich zu sehen, machte sie ganz glücklich.

„Wenn Sie wollen — ich komme gern mit!“ sagte sie, wieder tief errötend.

Eine Weile wurde Martin wieder einmal vom Gedanken an Frau Klara beherrscht, eine Erinnerung, die seine Tollkühnheit oft recht aufhaltend in schwüles Bangen verwandelte, denn ihrem Einfluß fühlte er sich noch nicht einmal in der Entfernung entwachsen. Er ließ sich aber nie auf Erwägungen ein, was sie von seinem Plane halten und wie ihm begegnen würde, sondern verlegte diese Fragwürdigkeit einstweilen in die Region der unbestimmten Schicksalschlüsse. Wozu hätte er denn die funkelnden Wünsche der Lebensfreude bis vor die Schwelle der Erfüllung getragen? Warum nicht noch einen Schritt weiter? Weshalb gekämpft, gelitten und ganze Nächte durchwacht?

Die Natur war nicht engherzig, spitzfindig wie die Moral der Menschen, nein, sie gab volle Freiheit, sie ließ es geschehen, daß sein Herz entbrannte für das Wesen an seiner Seite, und würde ihm auch — einmal mit Emmi verheiratet — die Kraft verleihen, das Glück mit vollen Händen auszuteilen. Martin empfand deutlich die Wirkung dieser Argumente, ihre umbildende Macht und wie alles vor ihm selber Recht behielt. Jetzt weitete sich ihm der Horizont zu einem inhaltvollen, farbenreichen Leben. Die Liebe, die Leidenschaften, die Sehnsucht, der Ehrgeiz, das Streben — alles, alles mußte neu und frei über ihn kommen.

Ein verschwenderischer Brunk umgab seine Gelüste, in schwindelndem Tempo baute er die Szenerie des neuen Lebens auf. Er meinte den künftigen Dingen phantastisch beizukommen und schwelgte bereits im Anblick alles dessen, was sie erfüllen konnte. Wie durch einen Zauberpiegel erblickte er ein weißes Schloß überm See, umgeben von dunklen Hainen und bunten Gärten. Der Phosphorglanz des abendlichen Wasserspiegels leuchtete auf... die weißen Firnen grüßten von ferne. Lebensfrohe Menschen scharten sich um ihn, den Beneidenswerten, und das Gedenken seiner armseligen Jugendzeit, des langen Entbehrens bewahrte ihn weislich vor Ueberdruß und Verlust des heiß erkämpften Glücks. —

Die beiden waren auf dem Weg zum Alpenfai.

Martin hatte sich umsonst bemüht, seine Bewegung niederzuzwingen. Einmal hoffend,

einmal laugend, schritt er neben Emmi die schöne grüne Straße hinaus. Das Höckeräuschen an seiner Seite erzählte seiner Phantasie Geschichten von neuen Zärtlichkeiten; ihr Schritt war Musik und Rhythmus für sein Denken. Fortwährend mußte er gegen die Versuchung ankämpfen, ihre Hand zu ergreifen, sie mit heißen Blicken zu versengen. Wenn sie dann einmal ausblickte mit ihren verschämten und doch so neugierigen Nebaugen, ergriff ihn ein selbiger Taumel. Unzählige Kräfte hauchte er in die Luft. Zum erstenmal im Leben ahnte er, wach und Blick es sei, über eine zarte, unangetastete Mädchenseele zu herrschen.

Auf dem Podium neben der Börse machte das Tonhalleorchester „Musik für alle“: leichte, gute Volksmusik. Etwas Brausendes aus „Carmen“, etwas Verliebtes aus „Mignon“, ein sprudelndes Heiteres von Strauß und etwas Sehnsüchtiges aus „Lohengrin“.

Die Töne wirbelten hinaus über die Wasser, darauf die goldenen Sonnenscheiben lagen, gleißend, flimmernd. Eine Weile hörten sich die beiden das Konzert an. Einmal, mitten im Gedränge, kam seine Hand zufällig mit der ihrigen in Berührung. Ihm wurde so heiß ums Herz. Alles überstürzte sich, die Pulse klopfen fieberhaft. — „Wenn sie eine Ahnung hätte! Himmel, wie soll das werden! Ich muß mich zusammennemen, nur nichts überstürzen!“ hielt er sich vor.

„Was ist doch nur das, was jetzt gespielt wird? Das hab' ich schon einmal gehört!“ sagte sie wie für sich, die Augen groß in die Ferne gerichtet.

„Es heißt „Loin du ball“ antwortete er leise. „Dieses verlockende, geheimnisvolle Geigengeklüster! Man kann sich gut vorstellen, wie da zwei durch einen Garten gehen, Arm in Arm, nicht wahr? Vielleicht sitzen sie beisammen in einer versteckten Laube. Und vom Saal her, wo die anderen tanzen, klingt ganz leise der Walzer. Dann wird draußen geküßt — und von Liebe geschwätzt — von Liebe —“ er sah ihr schwärmerischen Blickes in die Augen — „Das rauscht einem wie ein altes Märchen ins Gemüt!“

Emmi bebte vor Glück und konnte sich nicht genug wundern über die plötzliche Wandlung in ihrem Inneren, über Martins vollkommene Mitterlichkeit. Wo hatte er nur die gute Art gelernt, mit Frauen umzugehen?

Beide schwiegen lange ohne Bekommenheit. Das Nebeneinander kam ihnen schon ganz natürlich vor. Allein die Füße in den gelben Kreuzbänderschuh raubten ihm bald die köstliche Ruhe wieder. Sein Blick glitt hinüber nach dem aus dunklem Blätterdickicht blinkenden Belvoir. Die Schicksale einer tragischen Künstlernatur traten in sein Erinnern. Und nun erzählte er der aufhorchenden Emmi von dem jungen Erkorenen des Glückes, der so viele Frauenherzen entflammte mit seinem frischquellenden Enthusiasmus, überall fest zugreifend, wo eine schöne Hoffnung winkte — bis auch über ihn die Flammen zusammenschlugen auf Leben und Tod.

„O Gott, wie traurig!“ rief sie bewegt, erschüttert von Martins glühender Erzählung.

„Ich möchte gern an seiner Stelle gewesen sein. Ich finde es herrlich, so zu leben und zu sterben!“ sagte er in melancholischer Nachdenklichkeit.

Am Landungssteg eines Bootsvermieters drängte Martin seine zaghafte Begleiterin mit raschem Griff die Treppe hinunter.

„Ach, kommen Sie, tun Sie mir doch den Gefallen. Es ist ja keine Gefahr!“ bat er zärtlich.

Schnell war ein schlanker Zweifiger losgefettet. Er half ihr glückstrahlend aus Steuer und zog dann stehend den Ueberrock aus. Emmi öffnete den Sonnenschirm.

Silbern glänzte es auf um die Mader, leuchtende Tropfen flogen durch die Luft und erloschen im Wasser. Das Wetter war unvergleichlich prächtig. Alles lag offen, sonnenbeglänzt da: vorn im Halbkreis die stolzen Uferbauten, eingefast von tiefem Frühlingsgrün, die wimmelnden Brücken und Promenaden — und hinten die imposante alpine Landschaft. Auf dem Grunde sah man weißgewaschene Steine glänzen, ein kurzweiliges Wechseln von bunten, unkenntlichen Dingen, hier und da ein blickartiges Verschwinden von Fischen.

Martin ruderte wie ein Wilder. Sie versteckte sich vor seinen Augen hinter dem Schirm. Es war nicht mehr wie auf der Promenade. Dieses unansprechliche Sichgegenübersehen in einem schwanen Schiffelein legte sich als eine schwere Verlegenheit auf ihr Denken.

Wald ließ er die Mader sinken. Die beiden Briefe fielen ihm wieder ein.

O Himmel, nun mußte es sein.

Obwohl ihm die Fülle der Empfindung schier die Brust sprengte, fing er vorsichtig zu reden an.

Ob sie noch nie daran gedacht habe, wie so wenig Verlaß ihr zu Hause geboten sei für eine glückliche Jugendzeit? Der Vater, ein kranker, überdrüssiger Mensch mit gewöhnlichen Neigungen, eigensinnig, gewalttätig, in starre Geldanbetung versunken, — die Mutter von Haß erfüllt gegen ihn, der ihr Leben verdunkelt hatte, und dennoch an ihn gebunden, auf seinen Reichtum aus, begierig, ihn zu überleben, zu beerben.

„In dieser trostlosen Mitte müssen Sie nun Ihre schönsten Jahre verbringen, Fräulein Emmi . . . zwischen zwei verzehrenden Feuern . . . Und könnten es doch so viel besser haben.“

Behutsam tauchte er die Mader wieder ein, den Blick erwartungsvoll auf die seidene Schubbvorrichtung geheftet, die sich nicht senken wollte.

Emmi schwieg. Die Angst vor etwas Unbestimmtem, Schreckhaftem, dem sie nicht nachzuforschen den Mut hatte, — der Widerspruch des freudigen Mitempfindens mit der sie umgebenden Schönheit und der düsteren Bilder, die der Jüngling auf einmal — sie begriff nicht, wozu — vor ihr aufrollte, ballte sich wie ein erstickender Nebel um ihre sonnigen Gefühle. Unhörbar begann sie zu weinen.

Martin konnte die Wirkung seiner Worte nicht ermessen; er sprach weiter, um ihr Herz, ihren Willen zu wecken, ins Abenteuerland zu locken.

„Aber wenn nun einer käme, den Sie lieb haben könnten, einer, der imstande wäre, Sie zur Herrin von einer der schönen Besitzungen zu machen . . . von der dort drüben zum Beispiel? Sehen Sie das weiße Landhaus mit dem großen Rasenplatz? Wöchten Sie nicht in dieses Paradies einziehen . . . gleich morgen schon . . . wenn es ginge? Das wäre doch wohl ein anderes Leben! Zwei junge Leute in aller Jugend und Gesundheit, wohlgeborgen vor allen Entbehrungen. . . Was meinen Sie? Können Sie sich nicht da hinein denken? Ich kann es! Ich möchte der Glückliche sein!“

Da begehrte Emmi aus Land. Doch nun bestach ihn plötzlich der blendende Gedanke: „Das ist die Liebe! Sie liebt dich . . .“

In einem Erglänzen und Erschauern sah er nun das Leben vor sich, davon ihm lange schon träumte!

„Emmi, liebes süßes Herz . . . jetzt sollst Du erfahren . . .“ flüsterte er felig und ruderte dann mit einem riesigen Kraftaufwand über die schillernden Sonnenscheiben hinweg . . . dem Ufer zu.

Sie waren nahe beim Bürrichhorn. Vor der weit überschaubaren Fläche flüchtend, fuhr er unter einem Brückensteg durch den schattenhaften Kasinogartenteich. Hohe greise Bäume umstanden gigantisch den kleinen zierlichen Spiegel,

düstere Kronen darüber brekend. Stimmen von Spaziergängern wurden laut. Aber noch war niemand zu sehen.

Er legte schweigend an. Das Boot fuhr knirschend auf am Kiesboden.

„O Gott!“ dachte das wehrlose Mädchen. Ihr Blick flog irr umher. Sie ahnte, was kommen mußte, und konnte dem nicht vorbeugen.

Und wirklich — ehe sie sich erheben konnte, lag er schon vor ihr auf den Knien und preßte seinen Mund auf ihre Hand. Sie wehrte sich auch nicht, als er sie um die Taille faßte, mit sanftem Zwang an seine Brust zog und seine Küsse auf ihren bleichen, geschlossenen Lippen brannten. All dies ließ sie, still weinend, geschehen mit jenem gelinden Erschauern der Unschuld, die ihrer selbst milde ist.

„Schah . . . mein Schah, küß mich auch . . . ein einziges Mal —“ bat er verzückt, und seine Freudentränen verschwammen in den ihrigen zu einem heißen, salzigen Wächlein. . . .

In weniger als einer Stunde hatte Martin Link das kleine Mädchenherz mit Wünschen und Hoffnungen bis zum Ueberfließen voll gemacht. Der Rausch des Lebens, ein Gefühl unanschöpflicher Wärme war über das Kind gekommen. Sie war bereit und fest entschlossen, dem Geliebten zu folgen und alles zu tun, was er von ihr verlangen mochte.

8.

Seit drei Tagen fiel ein rechter Schauer- und Dauerregen. Die Dachrinnen summteten und gurgelten ununterbrochen, der Wind raste, daß die Fenster klopfen und klirren, die niedrig treibenden Wolken verfinsterten die Stadt, in den Geschäftslokalen brannten die Lichter den ganzen Tag, und die Fußgänger hatten einen schweren Stand im Rasen der Elemente. Das war ein Augustanfang, der es in seiner Rauheit mit jedem schlimmen Novembertag aufnehmen konnte.

Frau Klara hatte sich vorhin, als die Suppe abgetragen wurde, vom Tisch erhoben und empfand nun in Betrachtung der laufend herabfahrenden Schauer — unheimlich von wohnlicher Wärme — eine kleine Weile die Wohlthat der Geborgenheit.

„Das Essen ist bereit,“ bemerkte die Magd im Hinausgehen.

Die Gestalt am Fenster fuhr auf.

„Hören Sie, Lisette,“ sagte die Herrin mit einer jähen Wendung, „ich kann mir's überlegen wie ich will: es ist und bleibt eben unbegreiflich, daß Sie nichts gemerkt haben sollen. Erstens sind Sie doch gestern Abend noch im Zimmer gewesen. War denn der Lederkoffer schon drin?“

„Nein — wie gesagt —“ gab die Alte zurück, aber es hörte sich an, als verischweige sie etwas.

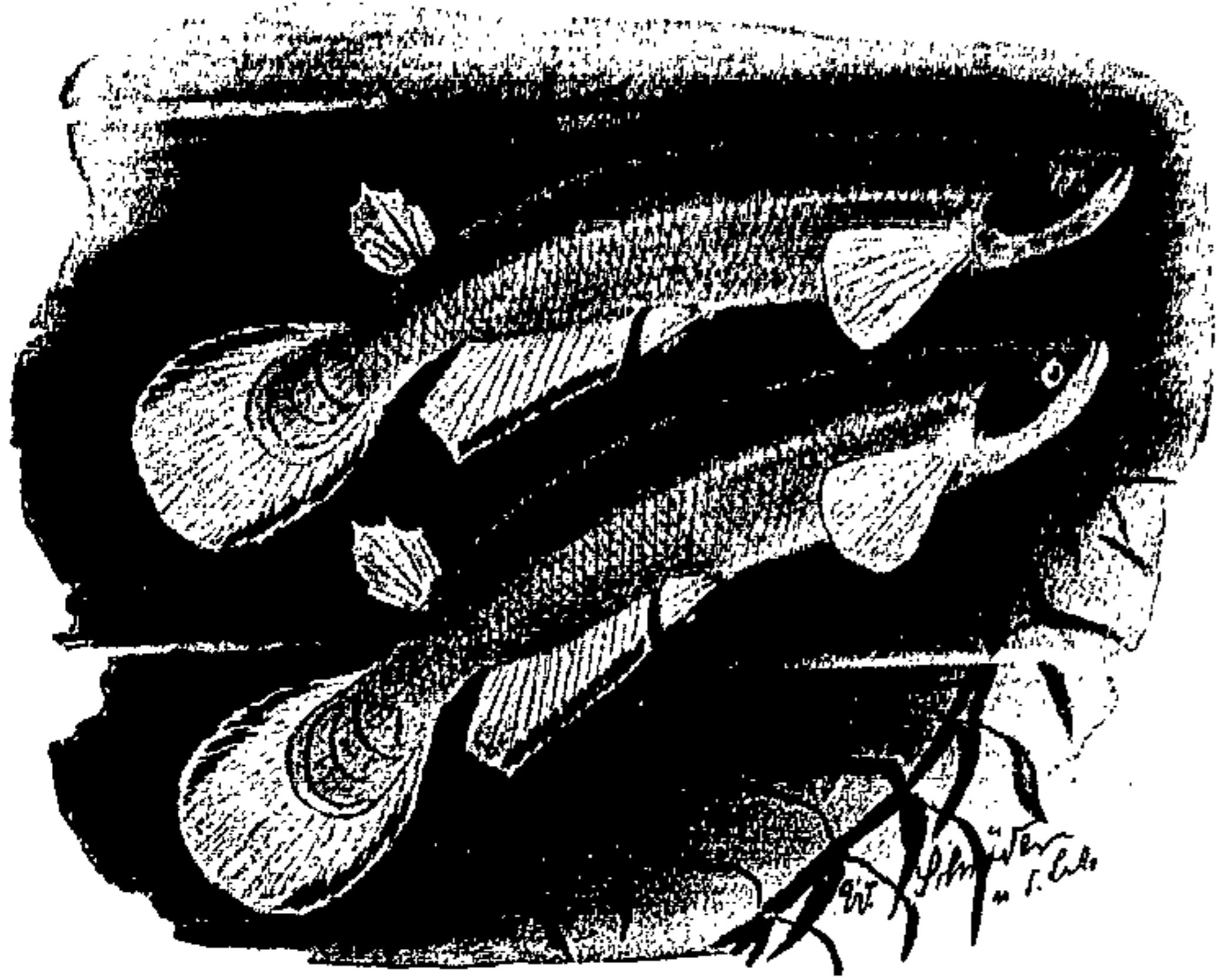
„Und sonst auch nichts Auffälliges? Wie soll ich das glauben? Sie schlafen doch nebenan! Man hört ja jedes Wort durch die dünne Wand. Ganz ohne Geräusch ist das jedenfalls nicht vor sich gegangen.“ Die Sichelwirtin trat dicht an ihre Magd heran. „Lisette, ich kenne Sie als treu und zuverlässig. Fünfzehn Jahre sind wir gut miteinander ausgekommen. Sie können es vor Ihrem Gewissen nicht verantworten, wenn Sie mir jetzt nicht mit der Wahrheit an die Hand gehen. Begreifen Sie denn nicht, wie es in mir aussieht?“

(Fortsetzung folgt)

Aquarium-Fische.

Von L. Pold.

Der See im Glase“ — so nannte der Naturforscher und wackere Volksfreund Kobmähler die Grundform unseres Zimmeraquariums. Wird es in seinen Anfängen auch mit Recht auf das uralte Goldfischglas der Chinesen zurückgeführt, so ist es bei uns doch eine



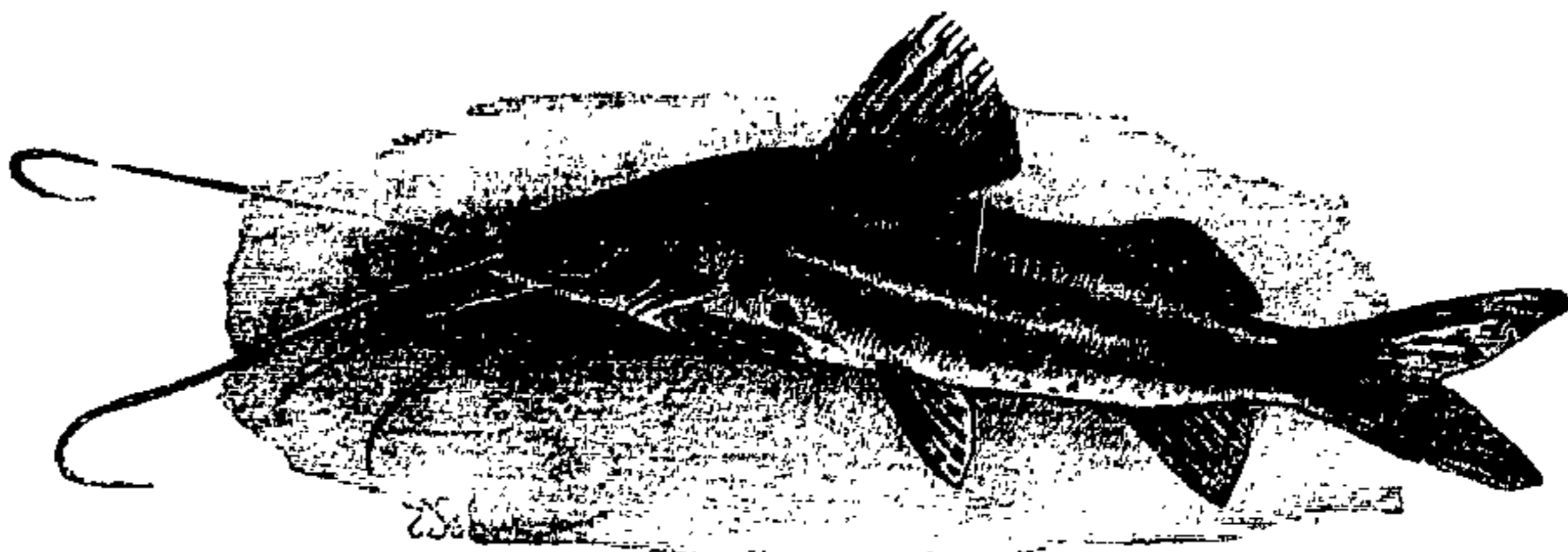
Der zierliche Rivulus.

vergleichsweise junge Erscheinung, zu deren Popularisierung kaum ein anderer so viel getan hat wie Mohrwäppler. Unablässig verfolgte er in Wort und Schrift das Ziel, die Natur dem Volke näher zu bringen. Dazu schien ihm der „See im Glase“ mit Recht ein vorzügliches Mittel zu sein. In den letzten Jahrzehnten hat sich infolge der zunehmenden Ausbreitung der Aquarien schließlich eine eigene Industrie entwickelt, in deren verschiedenen Zweigen der Bau zweckentsprechender Glasgefäße, die Herstellung geeigneter Einrichtungs- und Zubehörteile, die Versorgung und Züchtung von Bierfischen und die gewerbsmäßige Beschaffung von Fischfutter ineinandergreifen. Der Minderbemittelte wird sich gewöhnlich mit einem viereckigen Glaskasten begnügen, der etwa einen Eimer Wasser, vielleicht sogar deren zwei faßt. Je größer, desto besser natürlich, denn für jeden fingerlangen Fisch muß man mindestens zwei Liter Wasser rechnen, wenn er sich wohlfühlen soll. Ist das Aquarium nun von seinem Besitzer mit der nötigen Erde und mit der Sandschicht versehen und gut bepflanzt worden, worüber jeder Aquariumhändler gedruckte Anleitungen vorrätig hat, dann pflegt er entweder die ersten besten Fische anzukaufen oder einzufangen, die ihm gerade in den Wurf kommen, oder er schwankt längere Zeit unentschlossen zwischen Teleskopfischen, Schleierschwänzen, Bitterlingen, Welsen usw. hin und her. Beides ist vom Uebel. Die nachstehenden Bemerkungen über einige der bemerkenswertesten Aquariumfische werden immerhin dem Züchter manche Qual der Wahl abzukürzen imstande sein.



Der gemeine Sonnensich.

sein Aquarium, wenn man sich beim Händler für einen oder einige Nickel ein Dutzend sogenannter Fitterfische kauft, die nur wenige Zentimeter lang sind und als „Fischfutter“ für größere Raubfische vorrätig gehalten zu werden pflegen. Sie tummeln sich scharenweise in dem Pflanzengewirr des Aquariums umher und erfreuen durch das fortwährende Aufblitzen ihrer silberig schimmernden Seiten. Wenn sie größer werden, pflegen sie sich als junge Meie zu entpuppen, bisweilen auch als Kotsfedern. Die



Der gefleckte Fadenwels.

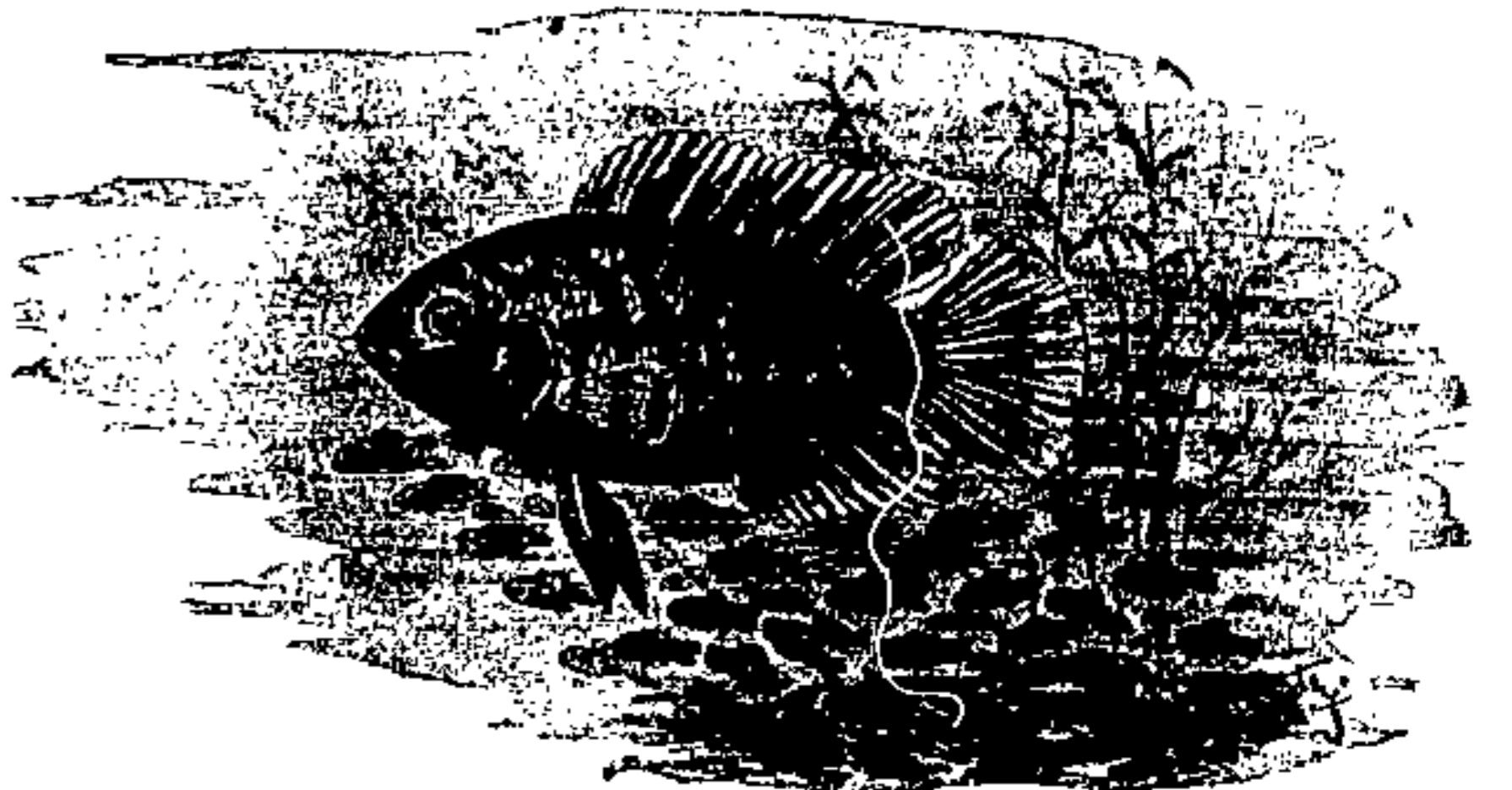
letzteren sind auch in älteren Exemplaren käuflich und wegen ihrer Anspruchslosigkeit zu empfehlen. Fliegen, die man ihnen auf das Wasser wirft, holen sie sich gewandt herunter. Noch anspruchsloser sind die kleinen Moorlarpfen unserer Teiche, die aber nicht gerade sehr lebhaft sind. In dieser Hinsicht leisten dagegen die Elritzen unserer Bäche Hervorragendes, die ununterbrochen in spielerischer Beweglichkeit herumschwimmen und dabei manchen schwerfälligen Fischgenossen durch ihre mutwilligen Nempelen auf die „Beine“ bringen. Die Liste der einheimischen, für das Aquarium geeigneten Fische ist noch groß; wir wollen uns aber damit begnügen, nur noch drei ihrer interessantesten Vertreter vorzuführen.

Allgemein bekannt ist der Schlammbeißer (Schlammpeitzger), den viele, weil er sich gern in den Schlamm einwühlt und ihn bisweilen in nicht immer angenehmer Weise aufrührt (angeblich bei Witterungswechsel), als eine Art Wetterpropheten verehren, obwohl es mit seinen Wetterprognosen ebenso schlecht bestellt ist wie mit denen des Laubfrosches. Viel bemerkenswerter ist die Art seiner Atmung. Er macht sich nicht viel aus reinem Wasser, denn er ist nicht ausschließlich auf seine Kiemen angewiesen. Vielmehr kommt er, wenn das Wasser gar zu sauerstoffarm wird, von Zeit zu Zeit an die Oberfläche,

um ein Maul voll Luft einzuschnappen, die er hinunterschluckt, bis sie in den Darm gelangt. Hier wird sie ihres Sauerstoffes beraubt; der Rest kommt als Luftblase an der entgegengesetzten Körperöffnung wieder zum Vorschein. Es ist höchst merkwürdig, wie bei diesem Fisch und anderen sogenannten „Darmatmern“ die Luft auf einem Wege ausgenutzt wird, auf dem wir mit ihr nichts anzufangen könnten, denn unsere Lunge sitzt bekanntlich nicht im Magen.

Wir kommen nun zum Bitterling, einem etwa fingerlangen Fischlein aus dem Geschlechte der Karpfenfische, das in unseren fließenden Gewässern sehr häufig ist. Das Männchen erscheint ziemlich unscheinbar in grauen bis silberigen Farben, entwickelt aber im Frühling zur Fortpflanzungszeit alle Farben des Regenbogens, die ihm ein geradezu erotisch anmutendes Schillern verleihen. Das Weibchen spart sich solch kostbares Kleid, leistet aber doch noch Erstarrliches. Ihm wächst nämlich zur Paarungszeit eine mehrere Zentimeter lange Legeöhre aus dem Leibe. Wozu — das werden wir gleich erfahren. Wo es Bitterlinge gibt, da finden sich im Grunde der Gewässer auch die bekannten großen Maler- oder Flußmuscheln, deren meist leere Gehäuse uns so häufig mit anderen Weichtierschalen an seichten Uferstellen der Flüsse und Flußseen begegnen. Lebend hält die Flußmuschel sich an tieferen Stellen auf. Wenn sie nicht gerade mit Hilfe ihres austretbaren großen „Fußes“ im Schlamm wandert, liegt sie so tief, daß nur das eine spitzere Ende der Schalen sichtbar hervorrage. Diese läßt sich nur so weit, daß das Tier fortgesetzt einen Wasserstrom in sich hineinziehen kann, der seine Kiemen umspült und dadurch die Atmung unterhält. Die kleinen Wassertierchen, die der Wasserstrom stets mit sich führt, werden dabei ausgemustert und dem Magen übergeben, während alles Verbrauchte aus einer zweiten Öffnung, die neben der ersten liegt, wieder ausgestoßen wird. Wenn nun beim Bitterlingweibchen die Eier reif zum Ausstoßen sind, sucht es nach Malermuscheln. In zitternder Erregung hält es über der Atem-

öffnung der Muschel still, fährt mit der Legeöhre plötzlich hinein und entledigt sich dabei zweier Eier. Unmittelbar darauf schwimmt das Männchen herbei, um an der gleichen Stelle durch Abgabe von Samenflüssigkeit die Befruchtung der Eier zu vollziehen. Der Vorgang wiederholt sich viele Male. An der Malermuschel ist kein Anzeichen zu entdecken, das als eine Enttäuschung über das mit ihr getriebene Spiel gedeutet werden könnte. In ihren Kiemen reifen die Eier heran, bis sie nach wenigen Wochen als winzige Bitterlinge aus der Muschel schlüpfen. So ganz umsonst spielt die Muschel aber doch nicht die Rolle einer Amme. Auch sie hat ihre Kinderchen und für sie muß wieder der Bitterling ein wenig herhalten. Die winzigen jungen Flußmuscheln sind nämlich viel beweglicher als



Chandito-Weibchen, die Jungen führend.

ihre Eltern. Durch Auf- und Zuklappen ihrer Schalen schwimmen sie frei umher, aber nur so lange, bis sie die Flosse eines Bitterlings (auch andere Fische kommen hier wohl in Frage) erreicht haben. Dann klappen sie die mit spitzen Anhängseln versehenen Schalen zu und sitzen dadurch fest verankert an den Flossen, von deren Schleim sie eine Weile zu leben scheinen, ehe sie sich wieder ablösen, um schließlich das beschauliche Dasein ihrer Eltern aufzunehmen. Flußmuschel und Bitterling bilden nur eines der zahlreichen Beispiele von den interessanten Gemeinschaften in den Reichen der Natur. Will man das Beschriebene verfolgen, so muß man Bitterlinge und Flußmuscheln natürlich gemeinsam halten, am besten in Gefäßen, deren Boden keine Erde, sondern nur eine Sandschicht enthält. Nach der Paarung müssen die Muscheln, wenn man junge Bitterlinge aufziehen will, wieder gesondert gehalten werden, sonst werden sie von den Alten gewöhnlich gefressen.

Schließlich wenden wir uns zu dem allbekanntesten Stacheling, dessen nähere Beschreibung wir uns gewiß ersparen können. Wäre er nicht gar so „gemein“, daß man ihn in manchen Gegenden mitteleidslos in Massen fängt, um ihn als — Dünge mittel zu verwerten oder käme er gar aus den Tropen zu uns, so daß sein Preis statt nach Pfennigen nach Markstücken bewertet würde, dann wäre er zweifellos einer der begünstigsten unserer Aquariumsfische. Für jeden Vorurteilsfreien bleibt er es ohnedies. Was Munterkeit, Schlaueit — auch seine spitze Schnauze macht ihn zum Fuchs unter den einheimischen Fischen — und Gewandtheit seiner Bewegungen anlangt, so hat er darin, alles in allem, nicht seinesgleichen. Freilich ist er ein arger Raubbold, der kaum seine Genossen, geschweige denn fremde Fische in Ruhe läßt; aber darauf beruht gerade ein Hauptreiz seiner Haltung im Aquarium. Denn man kann sich wohl bisweilen über den kleinen Kerl, dessen Frechheit im umgekehrten Verhältnis zu seiner Größe steht, ein wenig ärgern, aber langweilen wird man sich in seiner Gesellschaft niemals. Seine Kapriolen können — wenn man Zeit hat — stundenlang fesseln. Scheu ist er nicht lange, sondern er gewöhnt sich sehr bald an seinen Ernährer, dem er schließlich das Futter aus den Fingerspitzen schnappt. Sehr viel ist schon über den Nestbau des Stachelings geschrieben worden. Hier ist es der Vater, der die Hauptfürsorge für den Familienzuwachs im Frühjahr auf sich nimmt. Mit roten Farbflecken geziert, erpäht er einen Winkel, wo Pflanzengewirr ihm die Anlage des Nestes rätlich erscheinen lassen. Aus allerhand Material, das man ihm in Gestalt von etwas zartem Fleis darbiehen kann, und daß er durch Wurzelfasern, Wasserlinsen und dergleichen bereichert, verfertigt er ein Nest in Hohlkugelform, das frei im Wasser zwischen Pflanzen aufgehängt schwimmt. Was das Tierchen, das keine Hände, sondern nur das Männchen zur Verfügung hat, auf diese Weise zustande bringt, ist erstaunlich. Der Stacheling ist dabei kein Schöpfer, der beim Häuserbau die Türen oder Fenster vergißt, vielmehr sorgt er von Anfang

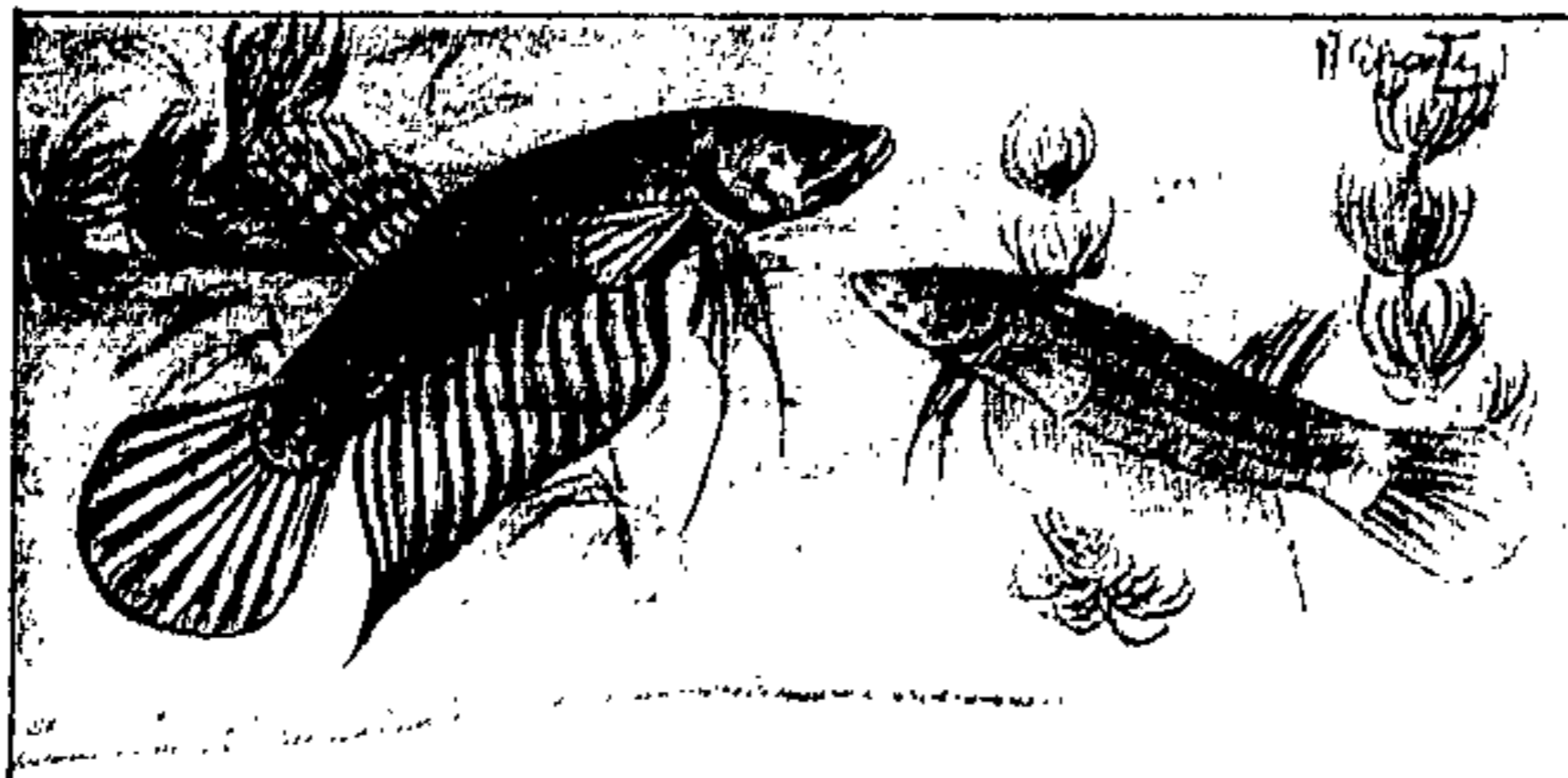
an dafür, daß ein Ein- und Ausgang freibleibt, der ihm und der Frau Stachelingen gerade das Durchschlüpfen gestattet. In einem bis zwei Tagen pflegt das Nest fertig zu sein. Alsdann komplimentiert der Stacheling die Mitglieder seines Harems der Reihe nach in das Nest hinein, oft genug unter Anwendung einiger Gewalt, indem er die Weibchen an den Flossen herbeizerrt, bis sie ins Nest schwimmen, dort ihre Eier ablegen und zur anderen Türe wieder hinaus-schlüpfen. Das Männchen folgt hinterdrein, um die Eier zu befruchten.

Dann hält es noch lange vor dem Eingang des Nestes Wache, um auf jeden Feind loszufahren! So stark ist der Trieb der Erhaltung der Gattung in dem Tierchen, daß es auch der Hand des Menschen nicht weicht, die nach dem Neste greift. Drei Wochen lang hält er so Wache, wobei er mit den Flossen fortwährend für ständige Erneuerung des Wassers im Neste sorgt, bis die Fischlein ausgeschlüpfen. Aus dem Neste dürfen sie noch nicht gleich, denn der Vater schleppt sie sanft, wie die Nake ihre Jungen, im Maule ins Nest zurück. Werden sie größer, so laufen sie allerdings Gefahr, von den Eltern gefressen zu werden. Im engen Aqua-



Goldfisch. Himmelsauge.
Sierrassen des Goldfisches.

und ähnliche Abnormitäten zu studieren sucht, schwerlich reizen können; gleichwohl hat die Sucht nach Absonderlichkeiten den Teleskopfische eine große Verbreitung verschafft. Die Chinesen haben es sogar fertig gebracht, eine Sorte Teleskopfische zu züchten, die ihre Augen nach oben gerichtet tragen (s. d. Abbildung). Dieses Unglückstier sieht also im Wasser nicht, was vor oder neben ihm vorgeht. Vor der weiteren Einführung ähnlicher Geschmacksverirrungen werden wir hoffentlich bewahrt bleiben. Weit mehr Beachtung verdienen die bekannten Makropoden oder Paradiesfische. Obwohl die bei uns eingeführten Formen ebenfalls eine künstliche Züchtung aus dem im Süden Chinas heimischen Stammtiere darstellen, so sind es doch harmonisch entwickelte und dabei farbenprächtige Tiere, die übrigens auch sehr leicht zur Fortpflanzung schreiten. Mit den Schleierschwänzen haben die Makropoden nichts zu tun. Sie gehören einer ganz anderen Klasse der Fischwelt an, die unter dem Kiemendeckel ein fächeriges Organ besitzen, das ihnen die Luftatmung gestattet, in ganz anderer Weise freilich wie beim Schlammbeißer. Das Tier ist, in der Stammform, an schlammige Sümpfe gewöhnt und stellt auch in seinen Zuchtformen sehr geringe Anforderungen an die Reinheit und Frische des Aquariumswassers. Nur eine angenehme Zimmertemperatur darf ihm nicht versagt bleiben, während man ihm durch die Erneuerung seines Wassers meist nicht den geringsten Gefallen erweist. Zu dieser Klasse der sogenannten Labyrinthfische gehören noch die Guramis und die aus Indien stammenden Kletterfische. Diese letzteren haben sehr bewegliche, mit Stacheln besetzte Kiemendeckel, mit deren Hilfe sie in ihrer Heimat, wenn ihr Tümpel austrocknet, in den nächsten auswandern. Das ist für einen Fisch gewiß eine ungeheure Leistung und es war nicht notwendig, daß phantasievolle Schilderer



Kampffisch.

einem wächst der Futterneid wohl zu rasch heran, weit rascher als in der freien, nahrungreichen Natur! — Wegen seiner Raublust kann man den Stacheling kaum in Gesellschaft halten, denn im Bewußtsein des Stachelzaunes, den er mit sich herumträgt, kennt er keine Furcht und greift selbst weit größere Fische, als er einer ist, in der unverfrorensten Weise an. Immerhin gelingt es bisweilen, ihn mit Schlammbeißern, Kotsfedern und dergleichen ganz leidlich zusammenzuhalten.

Wenden wir uns nun von den heimatischen Fischen zu den künstlich gezüchteten oder exotischen Formen, so können wir auch hier nur eine kleine Auswahl der bemerkenswertesten Erscheinungen vorführen. Einige Abbildungen werden den Leser dabei unterstützen. In erster Linie müssen wir der absonderlichen Spielarten des Goldfisches gedenken, denn bei diesem selbst brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten. Unter seinen durch Züchtung erlangten Abarten spielen die Schleierschwänze und Teleskopfische eine große Rolle bei den Aquariumliebhabern. Was die ersteren anbelangt, so können die schleierartig herabwallenden und oft prächtig gefärbten Schwanzflossen zweifellos in vielen Fällen ästhetische Befriedigung gewähren. Die fernrohrartig hervorstehenden Augen der Teleskopfische werden aber einen normal empfindenden Menschen, der nicht gerade Mißgeburten



Panzerwels.



Schwarzer Teleskop-Schleierschwanz.

ihm angeklebt haben, er flattere mit nahezu affenartiger Gewandtheit selbst auf Wäume. Nach dem bekannten Worte: „Es bleibt immer etwas hängen,“ hat der Fisch aber wenigstens den Namen Pfefferfisch davongetragen.

Zu den bemerkenswertesten Einführungen der letzten Jahre gehören die *Mam p f f i s c h e* aus Hinterindien. Nicht größer als unsere Stachelnase, zeichnen sich die Männchen durch eine hervorragende Streifung aus. Da sie bei ihren Manövern sich herausfordernd mit schönen Farben schmücken, besonders zur Laichzeit, so gehören sie zu den kurzweiligsten Aquariumfischen. Wie die Makropoden, ja noch mehr als diese, verlangen sie eine angenehme Wassertemperatur, die das Salzen erschwert, stellen dagegen ebenfalls keine besonderen Anforderungen an den Sauerstoffreichtum des Wassers. Weit be-

scheidener in den Anforderungen an die Wärme des Wassers ist der gut bekannte *Chan ch i t o*, der als intelligentes Tier und harter, allerdings zanklustiger Fisch viel Freunde besitzt. Die Abbildung zeigt das Weibchen, wie es seine Jungen führt. Zu einem anderen Geschlechte, dem der Barsche, gehören die aus Nordamerika stammenden *S o n n e n f i s c h e*. Ihre Fähigkeit und hübschen Zeichnungen haben ihnen viele Freunde erworben.

Wieder einem anderen Geschlechte, dem der Welse, gehört der abgebildete *P a n z e r w e l s* an, der trotz seiner zwei Reihen von Schildplatten, die den Leib auf jeder Seite dicht bedecken, und die ihn wie einen Vertreter ausgestorbener Tierformen erscheinen lassen, ein harmloser Geselle ist. Die langen Bartfäden sind eine

Eigentümlichkeit aller Welse, die damit wie mit einem Köder vor ihren Opfern herumangeln. Es gibt mehrere Arten dieser Panzerwelse. Eine andere Gattung vertritt der gefleckte *F a d e n w e l s*, der sich durch bedeutende Länge der oberen Bartfäden auszeichnet. Er ist ein munterer und anspruchsloser Fisch. Zu den Einführungen der letzten Jahre gehört auch der von uns abgebildete *M i v u l u s* aus dem La Plata-Gebiet, der noch keinen deutschen Namen erhalten hat. Die Form des Kopfes und der Flossen machen ihn zu einer eigenartigen Erscheinung. Schließlich möchten wir noch die *W i r a d i n e n* erwähnen, winzige, lebendig gebärende Fische, die verhältnismäßig billig zu haben sind; wegen ihrer Kleinheit kann man eine ziemliche Anzahl von ihnen halten und sich an ihrer Munterkeit erfreuen. —

Der gerechte Richter.

Von Wilhelm Schröder.

Beim fünften Glase Augustinerbräu begann mein Freund Theiß, gewöhnlich mit philosophischer Würde, den reichen Schatz seiner Lebenserfahrungen vor mir auszubreiten, und so vernahm ich denn eines schönen Abends aus seinem Munde die Behauptung, daß auch ein Redakteur die Befugnis habe, an Ideale zu glauben, selbst an das Ideal der Gerechtigkeit. Was nun, fuhr er fort, meine persönliche Stellung zu der angeregten Frage betrifft, so bekenne ich, daß der Glaube an Gerechtigkeit wenigstens zu Beginn meiner Redakteurstätigkeit um so fester in mir wurzeln konnte, als ich dies hohe Ideal damals nur aus Simmelsfernen kannte. Unererschütterlich bleibt eben nur der Glaube an Menschen und Dinge, zu denen man in sehr gemessener Entfernung steht. Doch das ist eine Erfahrung, die zurzeit wenigstens nicht hierher gehört, da ich von ihr erst in späteren Jahren Kenntnis erhielt. Damals, im Anfange meiner journalistischen Laufbahn, als mir das Redakteurprädikat auf Strafverfügungen und anderen zart sinnigen Zusendungen noch neu war, genoß ich rückhaltlos das Vergnügen, die Göttin der Gerechtigkeit verehren zu dürfen, wie man ein Ideal verehren soll, im weiten Abstände und daher überzeugungstreu, innig und mit aller Inbrunst.

Zu jener Zeit war ich eben noch mit dem Mantel völliger Unbescholtenheit behaftet. Niemals hatte ich selbst ziviliter etwas mit der Justiz zu tun gehabt und ihren Tempel kannte ich nur von außen.

Das leidige Menschenschicksal, daß der Tugend nachgestellt wird, wenn sie im reinsten Gewande einherzähret, dies Schicksal trat auch an mich heran und ich verfiel ihm. In meiner Unschuld war ich ein gesundes Freßfleisch für die Herren im hohen Rat der Partei; sie stellten mir Schlingen und eines Tages saß ich fest. Das heißt, vorläufig nur in der parteigenössigen Zeitungsredaktion. Vier Wochen war ich drinnen, als ich für genügend befähigt gehalten wurde, die höhere Staffel der Verantwortlichkeit zu erklimmen. Mein Vorgänger in diesem Beruf hatte seine acht Monate sicher weg und noch verschiedene Strafprozesse in der Schwebe, so daß die Einsicht, daß ihm anstandshalber nicht mehr Wunden zugemutet werden konnten, in den Umständen einigermaßen ihre Rechtfertigung fand.

So prangte denn eines schönen Morgens ein anderer Name neben dem des Verlegers am Fuß der vierten Zeitungskolumne, der meinige nämlich, der bis dahin der Öffentlichkeit völlig unbekannt war. Meine Leidensgefährten werden mir beipflichten in der Wahrnehmung, daß der erste Eindruck dieser Erscheinung kein unbehaglicher ist. Im Bette noch, als ich die Zeitung in die Hand nahm, kontrollierte ich, ob mein

Name auch auf allen drei Beilagen ebenso wie auf dem Hauptblatt gedruckt stand; und als die Tatsache jeden Zweifel behoben hatte, rief ich mir die Auflage meines Blattes ins Gedächtnis und rechnete aus, daß viermal achtunddreißigtausend einhundertzweiundfünfzigtausend ausmacht. So oft war mein Name an einem einzigen Tage gedruckt zu lesen und dazu in fetter Schrift. Für einen Debitanten in der Journalistik nicht übel. Ich spreizte mich. Wer alles werde noch heute auf diesen meinen Namen stoßen?

Ja, wer alles? Eine Stunde später erfüllte sich wenigstens ein Teil meiner ausschweifenden Hoffnungen, denn es erschien in meiner Wohnung ein Herr, der sich, wie ich nicht anders sagen kann, mit höflichen Worten als Kriminalbeamter legitimierte. Er zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche, deutete auf meinen Namen hin und fragte mich so delikats, daß ich ihm schließlich mit dem besten Willen nicht böse sein konnte, ob ich verfassungsfähig sei. Das heißt, er wollte die Ueberzeugung gewinnen, daß ich weder wegen Verschwendung noch wegen Wüßfinns entmündigt und somit in stande sei, die Würde meines neuen Amtes mit voller Ueberlegung zu tragen. Da bis dahin im Leben mir noch kein Mensch so gekommen war, tat ich im Anfang ein wenig betreten. Mit einer Miene, die einem gewiegten Kriminalisten nur zu begründete Zweifel ob der Richtigkeit meiner Behauptung aufdrängen mußten, bejahte ich zögernd die an mich gerichtete Frage; mit einem verbindlichen Lächeln erklärte der Mann des Gesetzes sich dennoch befriedigt. Dieser Erfolg verführte mich, stimmte mich weich und brachte mir die Ueberzeugung bei, daß die Polizei, vom Standpunkte ihrer Erfahrungen aus bemessen, immerhin ihre Gründe haben konnte, sich auf die geschilderte Weise bei mir einzuführen. Der Grundzug ihres Wesens ist nun einmal der Argwohn, und warum sollte sie nicht argwöhnen, daß der Verlag eines sozialdemokratischen Blattes eines Tages auf die Idee verfallen könne, einen Ibioten als Verantwortlichen einzustellen, einen Menschen, der Majestäts- und Schutzmannsbeleidigungen sonder Zahl durchgehen ließ und der dann, wenn er vors Brett genommen wurde, sich als wilder Mann entpuppte und außer Verfolgung gesetzt werden mußte! Man ahnt ja nicht, wessen die Sozialdemokratie fähig ist. Und andererseits überlegte ich mir von meinem individuellen Standpunkte aus, daß die Polizei rein in ihrer Eigenschaft als Wohlfahrtsbehörde glauben konnte, der erste Erfolg meines Durchbruchs in die Öffentlichkeit, die hundertzweiundfünfzigtausend Wiederholungen meines Namens, könnten mir zu Kopfe gestiegen sein und mich zur Weiterführung meines verantwor-

tungsvollen Amtes der Fähigkeit berauben. Solche Erwägungen brachten mich schließlich zu der Ansicht, daß die Frage des Kriminalbeamten nicht verhänglicher sei, als die alltägliche, ob ich mich wohl fühle und gut gespeist habe. Auch hier kann böser Wille und schlechte Laune ja eine üble Deutung hineinlegen. Genug, ich versicherte dem Beamten von neuem und diesmal ohne ein Zeichen des Schwankens, daß noch niemand mit Erfolg meine Entmündigung herbeizuführen versucht habe, und darauf entfernte er sich so höflich, wie er gekommen war.

Die relative Wohlstandigkeit meines Auftretens war übrigens nicht ohne Wirkung geblieben, denn auch bei meinem späteren Verkehr mit der politischen Polizei, der sich naturgemäß bald sehr rege gestaltete, behandelten mich die Beamten, auch wenn es sich um die verhänglichsten Anklagen handelte, mit einer beachtenswerten Liebenswürdigkeit.

Dies ist eine Abschweifung in das Gebiet des preussischen Verwaltungswesens. Sie könnte bei der Erzählung der Geschichte vom gerechten Richter unnütz erscheinen, ist aber als Einleitung notwendig. Bei den Subjekten der Gerechtigkeit mag es, wenigstens soweit sie sich nicht in erstklassiger Qualität repräsentieren, anders sein, aber bei ihren Objekten, deren ich eines bin, führt der Weg zu ihr, mehr oder weniger gewunden zwar, aber doch mit tödlicher Sicherheit durch das verwaltungstechnische Gewebe der Polizei. Durch sie erhält der Redakteur Kunde von den Läuterungsversuchen, mit denen die strafende Justiz sich zu seinem Besten bemühen soll, und sie geleitet den Verbrecher, wenn es sein muß, bis an die Pforten des Tempels der Gerechtigkeit, ja bis ans Gefängnistor.

Der Fürsorge der Polizei und der Staatsanwaltschaft hatte ich denn auch die erste Anklage und den Eröffnungsbeschuß des Gerichts zu danken, wonach zu dem und dem Tage, vormittags neun Uhr, gegen mich Termin zur Hauptverhandlung angesetzt war.

Ein lieblicher Maimorgen war es, an dem ich von Hause forschlenderete, die Anklagebank als Ziel vor Augen. Ihrer fünfse sollten es sein, die über mich aburteilten, soviel wußte ich. Auch hatte ich mir eingepägt, daß ein Staatsanwalt dazu gehörte und ein Gerichtsschreiber, des Verteidigers nicht zu vergessen. Die eigentliche Korporation aber, auf die es ankam, war das Stimmänner-Kollegium.

Ueber Menschenschicksal in seiner umfassenden Allgemeinheit und über mein Loos im besonderen sann ich an diesem schönen Maimorgen nach. Du lieber Himmel, was hatte sich seit jenem Tage, wo die Polizei sich nach meinem geistigen Befinden fürsorglich erkundigte, in meiner Auffassung alles geändert. Von Hof-

sahrt und Eitelkeit, von der Gefahr, in meiner Geblähtheit dem Größenwahn zu verfallen, war keine Rede mehr. Die hundertzweiundfünfzigtausend Wiederholungen meines Namens Tag für Tag widerten mich an wie den Reichtvater Heinrich des Vierten der ständige Rebhuhgenuss. Heroismus ist eine schöne Sache, und niemand kann mir nachsagen, daß ich als Soldat im proletarischen Befreiungskampfe nicht tapfer meinen Mann gestanden, nicht treulich auf jedem Posten ausgehalten habe. Aber es mag einer reden, was er will. Wer als Soldat der Wahrheit die Ehre gibt, bekennend freimütig, daß ihm beim Einrücken in die erste Schlacht nicht im geringsten behaglich zumute gewesen und wer als Redakteur sich erinnert, wie er zum ersten Male der Gerichts- und Gefängnisprozedur entgegen sah, gesteht gleichfalls, daß ihm angenehmere Augenblicke im Leben beschert waren als diese.

Das Unbekannte flößt um so mehr Mißbehagen ein, je umständlicher, je unbestimmter es auftritt. Von der ersten Zitterung auf die Polizei in Sachen einer Beleidigung durch die Presse bis zur gerichtlichen Aburteilung vergehen insgesamt einige Monate, und inzwischen haben sich neue Vernehmungen, neue Anklagen eingestellt. Derweile ist man natürlich auch in seinem Amte vorsichtiger geworden. Es gibt hin und wieder einen kleinen Krach mit diesem und jenem der Ressortredakteure. Zwischen ihnen und dem Verantwortlichen ist Feindschaft gefät seit Anbeginn der Welt, denn es ist das Verhängnis des Verantwortlichen, daß er aus den Korrekturfahnen immer nur die Perlen, die Geistesblitze ausmerzt. Aus Dummheit natürlich übt er diese Schändung der deutschen Literatur, aus journalistischer Unfähigkeit, wenn nicht aus purer Bosheit. Denn davon, daß diese Perlen mit dem Strafgesetz kollidieren, kann natürlich keine Rede sein; nur ein Tölpel, der nicht weiß, was geschrieben steht, oder ein politischer Mengsterling, der unwürdig der Ehre ist, die ihm widerfahren, kann sich von der ständigen Furcht vor dem Strafrichter beherrschen lassen. Diese Auffassung hat ja insoweit manches für sich, als es erstens noch keinem Staatsanwalt gelungen ist, wegen eines ungebrüht gebliebenen Schriftsatzes eine Anklage durchzusetzen, und schon aus diesem Grunde der Urheber zertretener Literaturperlen niemals blüdig der Unrichtigkeit der von ihm vertretenen Auffassung überführt werden kann. Die Unfähigkeit des Verantwortlichen ist aber weiter darin zutage getreten, daß er, immer vom Standpunkt des zufällig bei einer Anklage nicht in Frage kommenden Ressortredakteurs aus betrachtet, die literaturschändende, in jeder Hinsicht übertriebene Vorsicht stets am unrechten Ort übt und trotz seines ängstlichen Gehabens vom Staatsanwalt in die Ecke gedrängt wird. Zuweilen erschien es mir in dieser Zwischmühle das Verständigste, mich auf die Bärenhaut zu legen und in Geduld dem Risikomet entgegen zu sehen. Ich wollte keine Korrekturfahne mehr anrühren und meine Kollegen feierlich von diesem Entschluß in Kenntnis setzen. Das war wiederum nicht nach dem Sinn des Verlegers, der mir den Rat gab, mich um kein Geschelte der Kollegen zu kümmern und nun gerade erst recht mit Vorsicht zu wirtschaften.

Es gab neue Widerwärtigkeiten. Eines Tages fand ich folgendes schöne Gedicht auf meinem Plaque liegen:

Ein eifriger Wind geht durch den Wald,
Es knaden vor Frost die Nester;
Ich aber sitze, das Haupt geballt
Und denke: nur immer feste.

Der bläde Hödur nimmer erkennt,
Was genial und groß ist,
Er erschrickt, wenn in anderen Köpfen es brennt,
Weil in seinem Kopf nie was los ist.

Das war ein starkes Stück und forderte Sühne. Prompt erhielt der alte Semmel, in

dem ich ganz richtig den Dichter vermutet hatte, die folgende Antwort, die sich auch die übrige Kollegenschaft nicht hinter den Spiegel stecken sollte:

Könnten nur aus Euren Schädeln
Einmal Geistesblitze sprühen,
Gern ließ auch ich die edeln
Funken hell und heller glühen.

Wär es nur ein geistig Klümmern,
Das Produkt aus Euren Hirnen,
Wenig sollte mich dann kümmern
Selbst des Rhadamantus Bürenen.

Aber Hand aufs Herz, verlohnt sich
Euer geistiges Hofieren,
Daß man's blühe? Nein, man schont sich,
Denn man müßte sich genießen,

Solche Dinge zu vertreten.
Produziert drum fort im Stillen,
Wenn Ihr meint, daß Dr... vonnöten,
Aber laßt mir meinen Willen!

Während mir so auf dem Wege zum Gericht die in den letzten Monaten angesammelten Erfahrungen durch den Kopf gingen, und ich gerade in Semmels Versen und meiner groben Antwort geistige Stärkung suchte, hörte ich beim Uberschreiten des Fahrdammes einen Aufschrei. Ein altes Männchen taumelte vor mir, stand dann wie festgebannt auf der Pferdebahnschiene, während im selben Augenblick ein Wagen daherkam, dessen Kutscher sich vergeblich anstrengte, die Pferde schnell zum Stehen zu bringen. Ich riß den alten Herrn mit derbem Griff zurück, und brachte ihn unbeschädigt auf den Bürgersteig. Nur sein Zylinderhut war ihm vom Kopf gefallen, während ich ihn an die Schulter gepackt hatte. „Ein kleiner Schwindelanfall,“ murmelte das Männchen, „ich danke Ihnen! Ist keine Droschke da?“ Ich rief einen Kutscher herbei, brachte den Alten, der sich inzwischen wieder gesammelt hatte, in das Fuhrwerk, stülpte ihm seinen Hut auf den Kopf und dann fuhr die Droschke vor mir her von dannen.

Dieser Zwischenfall hatte mich von den trüben Gedanken abgelenkt. Ich kam mir als ein Stück Lebensretter vor, war beinahe stolz auf meine Tat, obgleich ich eigentlich gar nicht begriff, wie ich im kritischen Augenblick zu der plötzlichen Geistesgegenwart gekommen war. Genug, der fremde Herr wäre höchstwahrscheinlich schwer zu Schaden gekommen, wenn ich nicht zugegriffen hätte, und diese nicht wegzuleugnende Tatsache erfüllte mich mit Selbstbewußtsein; frischen Mutes beschritt ich die Schwelle des Justizpalastes.

Mein Rechtsanwalt war schon anwesend und plauderte auf dem Gange mit einigen Kollegen über das neueste Drama von Sudermann, der damals eben modern geworden war. Auch er schien sich über meinen Anklagefall keine großen Sorgen zu machen. Gewiß war die Unterhaltung über Bühnendichtkunst auch anders zu deuten. Denn ich wußte vom Hörensagen, daß dem Doktor Friedheim mehr als irgend einem anderen die köstliche Kunst eigen war, durch unvernünftige Schachzüge, durch kühne Interpretationen den Staatsanwalt um seine Beute zu bringen, daß er aber andererseits Sachen, auf die es nach seiner Meinung nicht besonders ankam, oft mit ganz unglaublicher Nonchalance behandelte. Mir hatte dieser Rechtsanwalt bei der ersten Erörterung meines Anklagefalles dadurch mächtig imponiert, daß er mit der Sicherheit eines Reichsgerichtsrats die Beleidigung auf fünfzig Mark Geldstrafe einschätzte, allerdings nur für den Fall, daß möglichst wenig vor Gericht gesprochen würde.

Zu jener Zeit war das Sozialistengesetz eben zu Ende gegangen und der neue Kurs wirtschaftete unter der Parole, daß der sozialdemokratischen Presse, der mit Polizeiverboten nicht mehr heizukommen war, mit Hülfe der Justiz das Leben sauer gemacht werden müsse. Die

Richter entsprachen durchweg den in sie gesetzten Erwartungen und diktierten Gefängnisstrafen, wo nur die Gelegenheit gegeben war. Was meinen Fall angeht, so hatte ich ihn bis dahin mit einer gewissen Apathie betrachtet. Wenn ich mich auf der Redaktion mit den Kollegen kagbalgte, die sich im aufreibenden politischen Kampf zumeist eine heftige Nervosität erworben hatten, eine Nervosität, die auch mich anzustecken drohte, wenn ich wieder und wieder wegen verhänglicher Ausdrücke hatte feilschen müssen, dann übermannte mich zuweilen eine Sehnsucht nach Ruhe, die ich im Grabe, das heißt, hinter den Gefängnismauern, zu finden hoffte. Daher war ich durch die Prophezeiung des Rechtsanwalts, die mich außerordentlich wohlfeil davonkommen ließ, eigentlich enttäuscht worden. Ich hielt mir das Schicksal manches Gefährten vor Augen, der gleich auf den ersten Stieb sein gehörig Teil weg bekommen hatte, und glaubte, daß, was dem einen recht sei, dem anderen nur billig wäre. Was für Ursachen sollte die Gerechtigkeit haben, mit mir eine Ausnahme zu machen, mich an dem Ideal, das mir vorschwebte, verzweifeln zu lassen? Es ist nun einmal der natürliche Beruf eines ordentlichen Redakteurs, seine verantwortliche Laufbahn im Gefängnis zu beschließen, und es hätte meinen Respekt vor der Göttin Justitia auf das heftigste erschüttert, wenn diese Dame, die jetzt zum ersten Male aus Himmelsfernen zu mir niederstieg, mich gleich beim ersten Mendenzvous grausam enttäuscht hätte. Nein, das durfte nicht sein. Zwar handelte es sich in meinem Fall eigentlich um eine Bagateltsache. Durch einen Bericht über eine Metallarbeiterversammlung war ein Werkmeister beleidigt worden. In einer Rede, die ziemlich wortgetreu wiedergegeben war, hatte ein im Versammlungsbericht anonym gebliebener Arbeiter behauptet, daß Meister Biermann an den Giebtagen sich mit solcher Zubrünst am Alkohol stärkte, daß alles kopfüber und kopfunter gehe. Es sei nichts seltenes, daß der Meister in solcher Verfassung ganz haarsträubende Anordnungen trefte; einmal sogar habe er in der Trunkenheit einem Former mit flüssigem Eisen den Fuß verbrannt. Meister Biermann wußte sich anders keinen Rat als Strafantrag zu stellen und der Staatsanwalt nahm sich des gekränkten Mannes denn auch mit dem üblichen Eifer an.

Die Gerichtsprozedur begann. Mein Anwalt trat mit mir ein, dann kam der Staatsanwalt und schließlich, durch eine besondere Tür, sammelten sich die fünf Richter der Strafkammer zu Haus. Der in der Mitte war jawohl der Vorsitzende. Ja, den kannte ich doch? Dieser alte Herr, der sich mit strenger Würde im Sessel niederließ und in den Akten zu blättern begann, war das nicht der Unglücksmensch von vorhin, den ich auf der Straße mit kräftigem Griff gepackt hatte? Der Mann, der in Gefahr geschwebt hatte, von der Straßenbahn überfahren zu werden? Und in dessen Hand lag jetzt mein Schicksal! Nun blickte er auf, fixierte mich, schien mich aber nicht wiederzuerkennen. Wenigstens blieben seine Züge so starr wie vorhin. Ein zweiter Blick traf mich. Sollte er sich doch meiner erinnern? Und in diesem Fall, so fiel mir plötzlich ein, was dann? War er dann noch in stände, über mich, den er am Ende für seinen Lebensretter halten konnte, unparteiisch, ohne Ansehen der Person zu urteilen? Müßte er sich dann nicht befangen fühlen, mußte er nicht befürchten, daß er aus Dankbarkeit gegen mich meinen Fall milder beurteilte als er nach Recht und Gerechtigkeit verdiente, daß er im Uberschwang der Gefühle mich freisprechen könne? Ich erwartete eine Befangenheitsklärung aus dem Munde dieses Vorsitzenden und damit den vorläufigen Abbruch der Gerichtsverhandlung. Aber nichts dergleichen geschah. Ruhig glitt der Blick von mir weg und wandte sich wieder den Akten zu. (Schluß folgt.)

Jung-Liebe.

Wie blaßes Silber auf lichthem Blau
 Blinkt der Mond. Die Sterne
 Glitzern und funkeln wie Tropfen Tau
 Und dunkel verbirgt sich die Ferne.

Die Linden atmen weichen Duft
 Und selige Sommerfüße.
 Durch die dämmerblaue Luft
 Wehen Liebesgrüße.

Trunkene Sehnsucht schreitet durchs Land,
 Die weißen Gewänder blinken.
 Siehst du dort den seligen Strand
 Der weißen Inseln winken?

Dort träumen Märchen so selig still
 Von dir. Und all mein Verlangen,
 All meine junge Liebe will
 Dich trinken und jauchzend umfassen. —

Fritz Dillweil.

Unsere erste Gefängnisstrafe. Es war im Jahre 1889. Die Chemnitzer Genossen rüsteten sich zu der bevorstehenden Reichstagswahl. Lokale mußten beschafft werden, denn in dieser Beziehung sah es leider sehr „öde und traurig“ aus. Eine aus neun Personen bestehende Kommission wurde gewählt, welche die Aufgabe hatte, für Beschaffung größerer Versammlungsräume Sorge zu tragen. Doch wir hatten nicht mit unserer sächsischen Polizei gerechnet. Nach Verlauf von vier Wochen wurde unsere Kommission aufgelöst. Sie war als Verein angesehen worden, dessen Zweck es war: „durch Störung des öffentlichen Friedens Gesetzesübertretungen und unsittliche Handlungen zu begehen.“ Allein wir ließen uns nicht verblüffen, es mußte auch ohne Kommission gehen und bei der nächsten öffentlichen Versammlung gingen „Lode“*) und der Schreiber dieser Zeilen gehörig ins Feuer, um Propaganda zur Erlangung von Sälen zu machen. Doch auch in dieser Versammlung schloß das Auge des Gesetzes nicht. Der überwachende Beamte entzog mir kurzerhand das Wort und ich mußte, mit drei Viertel meiner Rede im Leibe, abziehen. Noch am selben Tage traten einige Genossen zusammen und beschloßen, mit einem Flugblatt an die Öffentlichkeit zu treten. Bei den Wirten der drei größten Säle hatten wir angefragt; allein wir waren überall abgewiesen worden mit der Begründung: „Ja, dann bekommen wir die Polizei auf den Hals“ oder mit ähnlichen Nebenarten.

Wir standen gerade vor den Weihnachtstagen, deshalb galt es, schnell zu handeln. Durch Ankleben kleiner Plakate innerhalb der Stadt und der starkbevölkerten Vorstädte und durch Verteilen von Flugblättern, in denen darauf hingewiesen war, nicht in drei bestimmten Lokalen zu verkehren, setzten wir unsere „Spießer“ in große Aufregung.

Diese Missetat mußte gerügt werden. Und die Mühe kam in der Gestalt einer Anklageschrift für Freund Lode und mich, weil wir durch Wort und Schrift die Behaglichkeit unserer Spießer in Aufregung gesetzt haben sollten. Drei andere Genossen waren beim Flugblattverbreiten abgefangen worden. Vor dem Schöffengericht brante man uns beiden Hauptfingern 14 Tage und den drei anderen je acht Tage Haft auf. Das ließen wir uns nicht gefallen, denn wir waren von unserer Unschuld überzeugt. Berufung wurde eingelegt. „Lode“ und ich zogen auf die Suche nach einem Verteidiger. Allein auch hier überall Mißerfolg. Wir wurden bei drei Rechtsanwältinnen abschlägig beschieden. Der eine meinte: „Ich bin selber der Meinung, daß der Boykott bestraft werden muß, und zwar sehr hart!“ Wir jagten dem Manne unsere Meinung und zogen von dannen. Der zweite sprach, nachdem wir ihm alles kargelegt hatten: „Wissen Sie, es ist besser, Sie verteidigen sich selbst, denn Sie haben beide sehr gutes Talent dazu.“ Sprach und entließ uns. Der dritte schützte Ueberbürdung mit Arbeit vor.

Der zweite hatte es uns aber angetan. „Lode“ klopfte mir auf der Straße auf die Schulter und sprach: „Ede, wir werden es selber machen. Du

bringst die ganzen Tatsachen vor und ich werde sie vom „gesetzlichen Standpunkte“ aus beleuchten!“ Ich sah meinen Freund etwas mißtrauisch von der Seite an, doch sah ich nach und nach ein, daß es wohl das Beste sein würde.

Die Verhandlung begann. Wir verteidigten uns so gut es ging; die anderen drei Genossen schlossen sich unserer Selbstverteidigung an, und wir glaubten unsere Sache so gut gemacht zu haben; daß „Lode“ zu mir meinte, als sich der Gerichtshof zurückgezogen hatte: „Die müssen uns freisprechen. Sagst Du es, wie der eine Weisiker immer nickte wie ich sprach?“ Ich hatte natürlich nichts gesehen und wartete sehnsüchtig auf die Urteilsverkündung. Der Gerichtshof erschien denn auch bald und sprach mit lauter vernehmlicher Stimme, daß die Verurteilung verworfen sei. Ich war zu vier Wochen, „Lode“ zu drei Wochen und die anderen Genossen zu je vierzehn Tagen Haft verurteilt. Die Kosten hatten wir auch noch zu tragen. Dann kam die Urteilsbegründung. Schließlich öffnete sich uns das Pförtchen der Anklagebank und recht kleinlaut und gedrückt schlichen wir aus dem Verhandlungsaal hinaus. Draußen lamentierten die drei Genossen: „Hätten wir nur keine Berufung eingelegt, nun haben wir das Doppelte.“ Daß wir das Doppelte hatten, wußten wir auch. Ich dachte nur immer feufzend daran: „Wenn ichs nur erst abgebrummt hätte. Es ist meine erste Strafe.“

„Meine auch,“ meinte „Lode“; „weißt Du, wir brummen sie zusammen ab, dann wird es uns leichter.“ Das war Balsam auf die Wunde und ein ganz Teil fröhlicher wanderten wir heim.

Nach einigen Wochen kam die Einladung „zur Sommerfrische“. Im Tage vorher waren wir beide erst beim Gefangenensinspektor vorstellig geworden, um uns einige Vergünstigungen auszubitten. Wir wurden sehr aufmerksam behandelt, erhielten etliche Zugeständnisse und wurden sehr höflich entlassen.

Als Keuling war ich überascht ob dieser Freundlichkeit und äußerte mich meinem Freunde gegenüber: „Ich weiß gar nicht was die Leute haben! Man sagt immer, in der Gefangenenanstalt könnte keiner ein freundliches Wort sagen! Der Mann war aber doch sehr höflich, die ganze Geschichte gefällt mir!“ „Abwarten, abwarten mein Ede,“ antwortete Freund „Lode“.

Anderen Tages, früh 8 Uhr, meldeten wir beide uns bei der Staatsanwaltschaft und wurden schleunigst nach dem Gefangenenhaus transportiert. Der Empfang war allerdings ein anderer als am Tage zuvor. Nachdem die Nationalen aufgenommen waren, wurden wir ins „Bad“ geschickt und dann zusammen in eine Zelle „einlogiert“. Unser „Zimmer“ war sehr „komfortabel“ eingerichtet, alles „alter Stil“, sogar „Gardinen“ waren angebracht, jedoch außerhalb der Fenster; sie waren feuerfester. Wir kam so ein ausgelassener Humor, daß ich den „Leipziger Stadtsoldat“ anstimmte (eine Glangnummer von mir, wofür ich schon einen gänzlich verdorrten Lorbeerkranz geerntet habe). Freund „Lode“ wurde so angefeckt von meiner guten Laune, daß er mit seinem kräftigen Daß einstimme und mit mir in der Zelle auf und ab marschierte. Wir hatten kaum die erste Strophe zu Ende, da wurde die Tür aufgeschlossen, aufgerissen und wütenden Blickes brüllte uns der Gefangenaufscher an: „Was fällt Euch denn ein, Ihr seid hier nicht in Tingeltangel. So eine Freiheit! Wenns noch einmal vorkommt, fliegt Ihr auseinander. Merkt's Euch!“ Sprach und verschwand.

Wir beide mögen ja geistreiche Gesichter gemacht haben. Wir standen jedenfalls immer noch sprachlos auf derselben Stelle, als der Aufseher schon längst wieder fort war. „Lode“ war der erste, der zur Besinnung kam. Mit gedämpfter Stimme meinte er zu mir: „Haste gehört, Ihr und Euch hat er zu uns gesagt, wie zu gemeinen Verbrechern!“ Wir war der „Bips“ genommen, ich schlich mich auf meinen Schenkel und wurde sehr kleinlaut.

Einige Tage später bekam ich eine neue Probe der „Freundlichkeit“ zu kosten. Man frug uns an einem Freitag, ob wir rasiert werden wollten. Wir bejahten sofort, denn es war uns eine Abwechslung für unser eintöniges Leben. Wir mußten auf den Korridor treten und uns neben vier andere Gefangene setzen. Der Barbierlehrling nahm einen großen Pinsel und seifte uns mit einer Geschwindigkeit alle Sechse ein, die einem Zauberer Ehre gemacht hätte. Aber auch der Meister zeigte sich als Virtuoso. Mit einigen Strichen hatte er sein Werk vollbracht und ließ seine Opfer in ihrem Schmerze zurück. Als er sich mir näherte, sprach ich in meiner „kindlichen Unschuld“: „Bitte nicht gegen Strich, springt sonst aus.“

„Maul halten! Hier wird nicht gesprochen!“ schrie mich der Gefangenaufscher mit zornfunkeln-

den Augen an. Ich knickte zusammen und ließ die Zoller über mich ergehen.

Nach drei Wochen nahm Freund „Lode“ Abschied von mir. Er freudestrahlenden Anlitzes, ich wohl müdig, gedrückt. Erstens, daß ich nun eine Woche allein brummen mußte, und zweitens waren wir uns in den drei Wochen so nahe gekommen, daß ich den guten Menschen, der er war, nie vergessen werde. Leider mußte er zu früh von uns scheiden. Bis zu seinem letzten Atemzuge blieb er einer der eifrigsten Anhänger unserer Partei. Nun ruht er wieder in einer „Zelle“. Aber dort leidet ihm, der ein so warmes Herz für seine Arbeitsbrüder hatte, niemand Gesellschaft.

e. z.

Das Einfachsehen. Warum sehen wir die Gegenstände vor uns nur einfach, auch wenn wir sie nicht bloß mit einem Auge, sondern mit beiden zugleich betrachten?

Erstens ist es nicht richtig, daß wir die Gegenstände nur einfach sehen. Lediglich in wenigen, ausgezeichneten Fällen sehen wir sie einfach, sonst immer doppelt. Allerdings bemerken wir dies gewöhnlich nicht; und angeblich bemerken dies manche Menschen überhaupt niemals, auch wenn man ihnen Versuche wie die folgenden vorführt.

Schauen wir auf irgend einen Gegenstand mit einem einzigen Auge (bei Schließung des anderen), und verschieben wir durch einen Druck mit der Hand das offene Auge, so verschiebt sich auch der Gegenstand und mit ihm das ganze „Sichselb“. Schauen wir auf ihn mit beiden Augen zugleich, und verschieben wir beide Augen genau gleichmäßig, so wiederholt sich jener Effekt. Verschieben wir jedoch in diesem Falle nur das eine (z. B. linke) Auge, so bleibt für das zweite (rechte) Auge der Aufsicht, wie er war; für das erste (linke) Auge wächst gleichsam aus dem fernstehenden Bild ein zweites, sozusagen luftiges oder „Trugbild“ heraus, und diese beiden Erscheinungen ergeben zusammen ein „Doppelbild“.

Halten wir zwei von unseren Fingerspitzen oder zwei Stäbchen mit je einem Knopf, etwa zwei gespitzte Farbbleistifte, so vor uns, daß die eine Spitze hinter der anderen steht, so können wir sie in verschiedener Weise betrachten. Entweder wir heften den Blick auf die näherliegende Spitze; dann rückt die fernere in ein Doppelbild auseinander. Oder wir heften den Blick auf die fernere; dann rückt die nähere in einer Kreuzung auseinander. Oder endlich wir heften den Blick auf einen dritten Punkt; dann rücken die beiden anderen Spitzen je in ein Doppelbild auseinander. Der dritte Punkt kann dabei beliebig liegen, beispielsweise hinter oder vor jenen beiden.

Zweitens aber ist es in gewissen Fällen so, daß die beiden Bilder, die unsere beiden Augen von einem Gegenstand empfangen, in ein zusammenfallen. Also die Umkehrung des vorigen Vorganges! Wir stellen z. B. eine schwarze Bleistiftspitze vor uns auf und dahinter, aber gleich weit von uns in einem gewissen mäßigen Abstände neben einander, eine blaue und eine rote. Nun schließen wir das rechte Auge, heften den Blick des linken auf Schwarz und sehen Rot genau hinter Schwarz, in einer und derselben „Gesichtslinie“, während wir Blau links daneben in einer anderen „Richtungslinie“ sehen, wenn auch weniger deutlich. Dann machen wir es umgekehrt mit dem linken und dem rechten Auge ebenso.

Sodann aber blicken wir mit beiden offenen Augen auf Schwarz. Jetzt ist es so, als ob ich statt meines Doppelauges nur ein Einauge, ein „Cyclopaug“, hätte. Das Schwarz sehe ich also einfach. Gleichzeitig jedoch kommt mein Doppelauge für die zwei übrigen Punkte zur Geltung; ich sehe Blau hinten links doppelt und Rot ebenso hinten rechts. Nur daß von diesen vier luftigen Bildern da rücktwärts die beiden mittleren bei richtiger Anordnung des Versuches zusammenfallen, daß also hinter dem Schwarz zugleich das Blau und das Rot sichtbar wird. Allerdings geschieht dies in einer wechselvollen Weise (in einem „Wettstreite der Sehselber“). Das hindert aber nicht, daß doch alle drei Spitzen auf einer und derselben „Hauptsehrichtung“, also der Gesichtslinie des erdachten EinAuges, liegen. Der technische Ausdruck dafür ist: „Gefäß der identischen Sehrichtungen.“

Die zwei Abbilder eines Gegenstandes in unseren Augen sind immer zwei auseinanderliegende gleiche Bilder. Da wir aber nicht diese selbst und ihre verschiedene Lage, sondern vermittelt ihrer die Gegenstände selber sehen, so kommt es nur auf ihre sogenannte „korrespondierende“ Lage an, daß sie uns durch eine „identische Schrichtung“ ein und dasselbe Bild vermitteln. —

sz.

Nachdruck des Inhalts verboten!

*) Der verstorbene Reichstags-Abgeordnete Franz Hofmann.